

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heimwesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 49 (1978)
Heft: 3

Artikel: Anthropologische Aspekte : Schnaken und Schrullen sind Bestandteil des Menschseins
Autor: Schädelin, Klaus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-809708>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und sozialer Anerkennung, die für eine positive Balance des Lebensgefühls entscheidend ist» (9).

Literaturhinweis

- 1 S. Lohmann, Ältere Menschen in Altersunterkünften in: A. Strömer (Hrsg.), Veröffentlichungen der deutschen Gesellschaft für Gerontologie, Darmstadt 1970, Bd. 3, S. 305 ff.
- 2 Irving Rosow, Old Age: One Moral Dilemma of an affluent Society, in: The Gerontologist 1962, 2, 182–191.
- 3 Friedrich Fürstenberg, Randgruppen in der modernen Gesellschaft, in: Soziale Welt 1965, 16, S. 239.
- 4 Ursula Lehr, Institutionalisierung älterer Menschen als psychologisches Problem — Ergebnisse der empirischen Forschung, in: A. Strömer (Hrsg.), Veröffentlichungen der deutschen Gesellschaft für Gerontologie, Darmstadt 1970, Bd. 3, S. 344 ff.
Hannelore Narr, Soziale Probleme des Alters, Stuttgart 1976, S. 101.
Lorenz Fischer, Die Institutionalisierung alter Menschen, Köln 1976, S. 1 ff.
- 5 Hans Dieter Schneider, Aspekte des Alterns — Ergebnisse sozialpsychologischer Forschung, Fischer Athenäum, Frankfurt a. M. 1974, S. 151 ff.
- 5 Ursula Lehr, Psychologie des Alterns, Heidelberg 1972, S. 444.
- 6 Giosch Albrecht, Soziokultureller Wandel und soziale Integration der Betagten, Zürich (Eigenverlag) 1976, S. 559.
- 7 Erving Goffmann, Asyl (aus dem Amerikanischen übersetzt von Nils Lindquist), Frankfurt a. M. 1972, S. 15.
- 8 Jochen Anthes, Zur Organisationsstruktur des Altenheims, in: Zeitschrift für Gerontologie 1975, 8, 6, S. 435.
- 9 Gerhard Schmidtchen, Der Aufbruch ins Glück — Qualität des Lebens als Problem sozialer Motivation, in: Hermann-Josef Nachtwey, Lebensqualität — Von der Hoffnung Mensch zu sein, herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung des Landes Nordrhein-Westfalen, Verlag Wissenschaft und Politik, Berend von Nottbeck, Köln 1974, S. 123.

Adresse des Verfassers:

Pfr. Dr. G. Albrecht, 8702 Zollikon

Anthropologische Aspekte

Schnaken und Schrullen sind Bestandteil des Menschseins

Von Klaus Schädelin, Bern

Einen gesprochenen Vortrag im nachhinein schriftlich niederzulegen, ist zweifach penibel: Um des Anstandes willen muss man gesagte Dummheiten streichen, und um der Wahrheit willen darf man sie nicht durch ausgeklügelte Einfälle ersetzen. Im übrigen hat die Tagungsleitung ohne böse Absicht das ganze von vornherein verpfuscht: Ich soll anthropologische Aspekte behandeln.

Was ist Anthropologie?

Das Lexikon von Meyer sagt, sie sei «die Lehre von der körperlichen und psychischen Natur des Menschen, und von der Wechselwirkung der menschlichen Naturen aufeinander». Die psychische Natur ist nun aber Thema des dritten Referates — und die Wechselwirkung ist Sache des ersten gewesen. Verbleibt mir also die körperliche Natur des alten Menschen im Heim — gewissermassen der menschliche Magen—Darm-Trakt samt dem, was ihn umschlingt und aufrecht erhält. Doch ehe ich mich diesem Gebilde zuwende, gebe ich Ihnen zu bedenken, dass die neuere Anthropologie lehrt, der Mensch sei nach Leib, Seele, Geist samt seinen sozialen Bezügen eine untrennbare Einheit, und um diesem Menschen nicht ungerecht zu werden, muss ich seinen Magen—Darm-Trakt in die zweite Hälfte des Referats verweisen und einiges vom ganzen Menschen sagen, der in einem Heim leben muss.

Leider lässt sich aus der Anthropologie kaum ein Modell des idealen Altersheims ableiten. Der Zoologe mit seiner Verhaltensforschung kann Ihnen für seine Schützlinge ziemlich genau sagen, in welcher Art von Stall und Gehege sich eine bestimmte Tiergattung wohlfühlt. Denn so gross die Mannigfaltigkeit des Tierreichs ist, so festgelegt, so starr vorge-

geben in der Erbmasse sind die Verhaltensmuster in einer bestimmten Lebenssituation. Wohl gibt es neurotische, scheue, aggressive, verängstigte und verwöhnte Hunde. Doch haben sie auf bestimmte äussere Reize hin keine unbeschränkte Wahl von Reaktionen, und darum lässt sich aufgrund von Forschungsergebnissen leicht definieren, in welcher Umgebung, unter welchen Lebensbedingungen ein Tier glücklich sein kann.

Unendlich schwieriger ist es, ein Modell für optimale Lebensbedingungen des Menschen zu schaffen, denn die Verhaltensmuster und die Möglichkeiten des Menschen sind Legion. Wenn wir ihm zubilligen, Gott habe ihm die Freiheit des Willens geschenkt, und selbst wenn wir ihm einschränkend nur eine gewisse Bandbreite solcher Freiheit zugestehen, so müssen wir, was sein Verhalten, Wünschen und Wohlbefinden betrifft, mit einer fast unendlich vielfältigen Kombination von Vorbedingungen rechnen, deren es bedarf, um jedem einzelnen glückliche alte Tage zu bereiten. Aus der Summe der menschlichen Wünsche, Möglichkeiten, Erwartungen, Bedürfnisse, Hoffnungen, Ängste, Freuden, Interessen, Spannungen und Schrullen ergibt sich nicht ein Modell für das gute Altersheim. — Und weil die Berücksichtigung der menschlichen Individualitäten fast ratlos macht, hat man sich allzulange — und erst noch falsch — an die vermeintlich einfachen biologischen Gegebenheiten des Altwerdens gehalten und die Heimprojekte nach ihnen ausgerichtet. Nachdem man sich nun lange Zeit auf die biologischen Erfordernisse spezialisiert und die betagten Mitmenschen in die drei Kategorien Nicht-, Leicht- und Schwerbedürftige eingeteilt hat, müsste heute eine notwendige Ratlosigkeit ausbrechen über dem Eingeständnis und der Erkenntnis, dass wir es in Altersheimen mit lauter Originalen, mit dem Wunder unendlicher Va-

rietäten menschlicher Charaktere zu tun haben. Als ich vor mehr als 30 Jahren grosse Altersheime von innen kennenlernte, war ich ergriffen und erschüttert von der bizarren Landschaft menschlicher Verschiedenartigkeit, besonders als ich sah, dass dem Menschen sogar noch die Freiheit gegeben ist, sich hienieden eine eigene Hölle zu bauen. Mit welchem Modell wollen Sie dieser Vielfalt gerecht werden?

Aus diesem Grunde habe ich Ihnen nicht ein Modell, sondern aus der eigenen Ratlosigkeit heraus bloss ein paar Gedanken mitzuteilen, die alle darauf hinzielen, im Rahmen einer Hausgemeinschaft der Entfaltung und dem Entschlummern menschlicher Möglichkeiten einen optimalen Spielraum zu gewähren.

Ich habe deshalb eine erfahrungsgeprägte Furcht vor sogenannten Verbesserungen, die den Rahmen eines Angebots sprengen. Ich nenne ein Beispiel: Es ist mir ein Graus, wenn Heimleitungen versuchen, die Kreativität der Pensionäre zwangsweise zu steigern. Es stimmt zwar: Der Mensch ist *das* Wesen, welches begierig nach Neuland strebt, das neugierig genug ist, zu entdecken, erfinden und erschaffen. Ob die Kreativität den Menschen indessen gefördert und nicht eher gefährdet hat, wäre zu überprüfen. Kreativität ist — Gott sei's gelobt — nicht jedermanns Sache. Ich werde jene Abdankungsrede für einen Clochard nie vergessen, in welcher er gerühmt wurde: Auch wenn ihm manches misslungen sei, so müsse man ihm ein grosses bestätigen: Er habe das Pulver nicht erfunden. Der Erfinder des Pulvers war leider ein kreativer Mensch.

Es versteht sich am Rande, dass ich mit diesen Sätzen die Erhaltung eigenschöpferischer Kräfte als eines unter vielen Angeboten für Altersheiminsassen nicht dämpfen möchte, sofern die Heimleitung einer ganz anders gerichteten Lebenserfüllung ebensolchen Spielraum lässt: Nämlich dem langsamen Entschlummern, der Sabbath-Ruhe des Lebens.

Wir durchdenken die Probleme der Betagten allzuoft aus der Perspektive der eigenen, aktivistischen Lebensphase. Wir drängen heute unsere Schutzbefohlenen von einer Aktivität zur anderen und bedenken zuwenig, dass Weise des Alters das Leben finden können anstelle der Arbeit. Wir werden darauf noch zurückkommen. Vorläufig möchte ich nur davor warnen, dass Sie die Modernität Ihres Heims durch ebenso lüpfige wie unmenschliche Betriebsamkeit demonstrieren. — Denn damit hätten Sie nur den anderen Pol des früheren Elends in Altersheimen erreicht: Früher wurde der Immobilismus bis zur Perfektion gebracht durch Ausschaltung aller Reize, durch Abschirmung vor der Aussenwelt, durch Verhinderung alles dessen, was anspornen könnte. Wir kennen das Resultat: Die langsame Daseins-Verödung, die Einengung auf Restlein eines Schein-Ichs; der Zwang zum geistigen Tod.

So verschiedenartig sind die Menschen ...

So verschiedenartig sind die Menschen, dass das Lebenselixier für den einen, Gift für den anderen sein kann. Auch dafür ein Beispiel: Ich war einst

verblüfft über den Erfolg des Altersturnens. Es, das nicht nur heilend, sondern freudenspendend wirkt, ist von der Palette der Angebote nicht mehr wegzudenken. Aber nur, sofern es Angebot bleibt und nicht zum Obligatorium ausartet. Ich habe nämlich Heiminsassen kennengelernt, die eine Riesenangst litten, man werde sie über kurz oder lang zu solchen Exerzitien zwingen, und die, in Ruhe gelassen, mit abgeklärter Verachtung auf einen solchen Kinderstattgarten hinunterblickten.

Anstelle eines Modells gebe ich Ihnen heute nur zu bedenken, ob Sie in ihrem Heim den Insassen in ihrer Originalität und vielfalt einen genügend grossen Fächer von Anregungen und Möglichkeiten bieten. Ob von den Angeboten Gebrauch gemacht wird, ist nicht einmal so wichtig. Ich halte einen Bastelraum, in dem niemand bastelt, nicht für einen Schaden. Man braucht ihn zwar nicht, aber man hat ihn. Das Angebot kommt vor der Nachfrage.

So lasst uns denn, ehe wir zu den Zentralfragen vorstossen, noch einen Augenblick bei solchen Möglichkeiten und Angeboten bleiben. So, wie zum richtigen Engländer die Verschrobenheit, gehört zum Betagten die Schrulle. Schnaken und Schrullen sind wesentliche Bestandteile des Menschseins. Ich war oft erschüttert, wenn ich zusehen musste, wie unerwünscht, als der heiligen Hausordnung zuwiderlaufend, die Altersschrullen empfunden und bekämpft wurden. Da hätschelt man in der offenen Gesellschaft die Sammlerleidenschaften durch Vereinsgründungen. Kommt der Betagte in ein Heim und kann er das Sammeln oder Hamstern nicht lassen, so macht er sich die Verwaltung zum Feind. Wenn wir nur ahnten, welchen Aengsten wir unsere Gäste ausliefern, wenn wir ihnen zum Beispiel verbieten, in ihren Schränken Esswaren zu stapeln, so liessen wir sie gewähren, wenigstens solange es aus dem Schrank heraus nicht durchs ganze Haus stinkt. Beschneiden wir doch so spät wie menschenmöglich die Schrullen und Eigeligkeiten der Alten, denn sie füllen mit Lust und Zerstreuung den nicht mehr sehr ereignisreichen Tag. Und nehmen wir doch auch jene Schrulle ernst, die weit ins Pathologische reicht! Wie oft habe ich es erlebt, wie ein Verfolgungswahn jede einzelne Stunde spannend macht. Bieten wir doch in solchen Fällen dem Wahn bereitwillig Nahrung. — wie oft war ich andererseits dabei, wenn ein Wahn den Betroffenen in grausliche Abgründe warf. Keiner hörte zu, und wenige brachten Linderung.

Verschiedene Akte im Altersdrama

«Keiner hörte zu» — auch das ist ein zuwenig ernstgenommener Akt im Altersdrama. Der Betagte hat einen grossen Erfahrungsschatz, der aus zwei Gründen nicht mehr verwertbar ist: Erstens verändert sich heute die Welt in fünf Jahren mehr, als einst in einem Jahrhundert. Die Erfahrungen früherer Lebensphasen sind tragisch überholt und vermeintlich ohne Wert. Zweitens sind dem Greis die Bezugspersonen längst hinweggestorben, und er findet keine Ohren mehr. Seine Hausgenossen geben meistens schlechte Hörer ab, weil sie selber Hörer

brauchten. So regiert in vielen Häusern das Schweigen. Ich war oft Zeuge, wie sich Quartierbewohner zur freiwilligen Mitarbeit in der Altersfürsorge zur Verfügung stellten, und wie die Verantwortlichen nicht recht wussten, was sie mit ihnen anstellen sollten, nachdem die sogenannte Altersbetreuung längst eine professionelle Angelegenheit geworden war und man Freiwillige kaum anders als in Komitees oder als Autozubringer und Rollstuhlschieber einzusetzen wusste. Wie gross wäre die Zahl mobilisierbarer Helfer, und wie aussergewöhnlich der Bedarf an freiwilligen Zuhörern. Das Zuhören ist nicht nur eine wichtige, sondern für beide Teile folgenreiche Funktion; und es wäre so leicht, Betagte zum Erzählen zu bringen: bricht doch meistens schon die Frage: «Wie war es eigentlich in der Zeit Ihrer Jugend? eine wahre Lawine von Erinnerungen los. — Und wie bereichert fühlte sich ein guter Zuhörer Jugend?» eine wahre Lawine von Erinnerungen los. er auf den, der seine verloren geglaubten Schätze ausbreitet! Leider sind wir ein Volk der «Macher» und nicht der Hörer geworden.

Ein weiteres Bei-Spiel: Das Spielen. Ausser den Delphinen und Fischottern ist der Mensch das einzige Lebewesen, welches die Fähigkeit zum Spielen über die Jugend hinaus fürs ganze Leben behält. Leider schämen sich selbst jene Schweizer, die in abgeschirmten Beizen leidenschaftlich jassen, dieser fast einzigartigen Gabe, seitdem sie ihr Menschsein mit solch grimmiger Ausschlusslichkeit in der Arbeit verwicklicht sehen. Man spielt zwar gerne, aber nur in der Ferienzeit oder im Verschleikten. Wenn dem nun aber einmal so ist: warum gibt man dem Spiel in jener Lebensphase, in welcher die Gesellschaft den Menschen aus dem Arbeitsprozess ausrangiert hat, nicht mehr Raum und mehr Gewicht? Welch menschliche Züge erhielt zum Beispiel eine jener kahlen bernischen Altersanstalten, als man nicht nur ein Tea Room, sondern auch Flipperkästen, Tischfussballspiele, Musikautomaten und andere Dauerbelustigungen etablierte, und welcher hoher Tag wurde aus dem Erntedankfest, an welchem sich im asphal-

tierten Hof ein Karussell drehte! Wie hoch stieg die Phon-Zahl, als Lotto-Abende und Tanzfeste die Hausordnung über den Haufen warfen! Wie befreiend war für mich in Holland der Blick auf die Billardtische, die in keinem Heime fehlten, und die so etwas wie die Drehscheiben des Heim-Alltags waren. — Warum wird in unseren Heimen so wenig geasst? Etwa, weil das Spiel so wenig zu ihrem Stil passt, oder auch nur, weil in den Gemeinschaftsräumen keine Jassdecken aufliegen? Dabei ist das Spiel just für den Behärzten etwas ganz anderes als die Offerte, die Zeit totzuschlagen. Denn spielen ist erfüllte Gegenwart. Oft ist Gegenwart in Altersheimen die Mangelware. Man modert in einer unausgeloteten Vergangenheit einer ersehnten oder verdrängten endgültigen Zukunft entgegen. Das Spiel des Menschen ist eine Lebensessenz. Es ist gelebte und erfüllte Gegenwart und vor allem: Es schenkt dem Spieler eine verloren geglaubte Möglichkeit zurück: Die Chance, zu siegen. Leider ist für die meisten Heiminassen die Zeit der Siege vorbei. Sie fühlen sich zum Unterliegen und Erliegen verurteilt. Und darum gehört das Spiel ins Zentrum der Angebote. — Doch nicht mehr, als Angebote! Denken Sie an das, was wir über die Vielfalt menschlicher Verhaltensmöglichkeiten sagten, dann werden Sie nie halbobligatorische Spielstunden etablieren, im Stil jenes erbärmlichen «Juhee, juhee, wir freuen uns alle!» Ueberlegen Sie sich bloss, wie manches Promille Ihres Budgets Sie bisher für das eben genannte menschliche Grundbedürfnis aufgewendet haben, und wieviel Sie es sich andererseits kosten liessen, mit Wicse und Lack an allen Böden und Wänden stahlharten Glanz aufziehen zu lassen. Eine leichte Verschiebung zwischen den Konten «Reinigungsmittel» und «Unterhaltung» wäre dringend zu empfehlen.

Ein weiteres Beispiel: Viele möchten spielen. Einige wollen lesen. Oft bin ich erschrocken über der Verstaubtheit von Heimbibliotheken. Das wäre ein Kapitel für sich. Der Anschluss an eine Volksbücherei mit dem breiten Fächer wäre mancherorts zu erwägen. Am ehesten finden Betagte Gefallen an Zeit-

FICE-Studientage 1978

Tagungsort:

Graz, Oesterreich

Dauer:

12. bis 15. September 1978

Kosten:

Schillinge 2200 bis 2400 exklusive Fahrtkosten

Anmeldung mit Vermerk über Arbeitsgruppe an:
Herrn Christian Santschi, Vorsteher, Langhalde,
9030 Abtwil

Anmeldetermin:

Möglichst umgehend, da Termin bereits am 1. 2. 78
abgelaufen ist.

Thema:

«Das behinderte Kind, der behinderte Jugendliche
im Heim und deren Familien-Wege zu einer Integra-
tion in die Gesellschaft von heute.»

Arbeitsgruppen:

1. Das behinderte Kind und seine schulische Bildung (Normal- oder Sonderschule).
2. Der behinderte Jugendliche — Möglichkeiten beruflicher Ausbildung (die Lehre als Normalsituation — geschützte Werkstätten).
3. Das behinderte Kind, der behinderte Jugendliche und seine Eltern (Elternarbeit im und ausserhalb des Heimes).
4. Freizeit und Sport (Sport und Spiel als Therapie für Behinderte).
5. Arbeit mit Pflegeeltern in kleinen Wohneinheiten.
6. Struktur und Organisation der Kleinheime.
7. Einrichtungen im Vorfeld der Heimerziehung und der Nachbetreuung.

schriften, Heftchen und Tagesberichten. Es ist fast typisch, dass fast jeder dritten Glückwunschkarte an einen 95jährigen die Bemerkung beigelegt wird: «Er (oder sie) liest noch jeden Tag die Zeitung.» Ein Gemeinschaftsraum wird nicht nur attraktiver und wohnlicher, sondern gerät auch näher an die offene Welt, wenn ein reiches Zeitungs- und Schriftchen-Sortiment an den Wänden hängt.

Man soll die Türen des Heims aufmachen!

Ehe wir ins Zentrum vorstossen, ein letzter Hinweis: Die Oeffnung nach aussen. Oft scheint es, als möchte die Leitung das Haus gegen das Draussen abschirmen, als hätte nicht die Wechselbeziehung besonders für Menschen, deren Schritte und Atem kürzer geworden sind, eine fundamentale Bedeutung! Man soll als ein Angebot die Türen möglichst weit und offen machen. Selbst dann, wenn niemand mehr kulturelle Anlässe zu besuchen vermag, sollten an einem grossen schwarzen Brett alle lustigen und ernstesten Veranstaltungen in weitem Umkreis angeschlagen sein, um jedermann im Heim einzubeziehen in das Geschehen, das sich in der Gemeinde abspielt. Das Verlangen, hin und wieder anderswo zu essen, auszugehen, auszufahren, muss gefördert werden, und man sollte nach Mitteln suchen, wie man die sogenannten Draussenstehenden in das Geschehen des Heims einbezieht. Dafür gäbe es mehr Möglichkeiten, als man gemeinhin annimmt, besonders, seitdem man über Säle und Aulen verfügt, die meistens leerstehen. Weshalb sollte ein Tea Room oder gar ein Speisesaal nicht weiteren Bevölkerungskreisen dienen? Zur weiten Oeffnung besteht in vielen Heimen zwar das Potential, aber nicht die Potenz!

Doch begeben wir uns nun endlich ins Zentrum. Was ist eigentlich ein Altersheim? Lassen Sie mich eine Definition geben, die ich selber nur mit Einschränkungen anerkenne: Es ist die gesellige Hotel-Unterkunft für jene, die sich auf der längsten Reise ihres Lebens befinden. Leider hinkt dieser Vergleich schon zu Beginn. Das Hotel nämlich ist auf den Gast angewiesen. Es steht und fällt mit dem Gast. Im Heim aber ist der Gast auf das Heim angewiesen: er steht und fällt mit dessen Qualität. Das ist ein arger Unterschied. Dieses andere Gefälle. Ich habe einst in einem Zürcher Hotel erlebt, wie schlimm es für den Gast ist, wenn sich das Gefälle ändert: Es herrschte Bettenmangel. Dem Gast widerfuhr eine Gnade, wenn man ihn nicht abwies. Augenblicklich verschlechterte sich das Klima, und ich übersiedelte schnell nach Horgen. Dort war die Hotel-Welt noch in Ordnung. Dort fühlte sich der Gast in wichtiger, «gnädiger» Rolle. Seine Würde war ihm dadurch garantiert, dass das Hotel erst durch ihn existenzfähig wurde. — Fast alle neuen Heime ähneln heute äusserlich komfortablen Hotels. So weit hat man es gottseidank in einer Phase gebracht, wo Projektierung, Bau und Betrieb das A und O der Altersfürsorge waren. Schön sind sie nun also, unsere Heime, und wohnlich auch. Aber das Gefälle ist anders und ist falsch. Ich wiederhole: Der alte Mensch ist aufs Heim angewiesen. Man riecht es förmlich. Durch alle

Ritzen hindurch und in den kleinsten Details. Das sogenannte Personal ist zwar freundlich. Aber es herrscht meist eine gnädige Freundlichkeit. Schon an der Pforte. Das Lächeln ist meist eine Spur zu väterlich oder zu mütterlich. Man wird nicht bedient. Man wird betreut. Im Hotel bleibt dem Menschen seine Identität. Auch wenn er fast keine hat. Er bleibt Subjekt. Die Schwelle des Ichs darf nicht ungefragt übertreten werden. Im Heim indessen ist der Gast das Objekt meist freundlicher, fürsorgender Betreuung. Das fängt schon lange vor der Heim-Eröffnung an. Schon während der Planung, Projektierung und Koordinierung ist der Betagte das Objekt des mitmenschlichen Sozialstaates. Es ist meines Wissens das erstemal, dass Ihr löblicher Verein in mir einen alten, hinfälligen Rentner zu Worte kommen lässt. Wir pflanzen und bauten seinerzeit emsig für die Alten, aber es fiel auch mir nie ein, die künftigen Gäste in unser Planungsgespräch einzubeziehen, denn sie waren ja schliesslich die Objekte unseres Tuns. Objekte unseres Tuns sind sie auch jetzt, da sie hier wohnen. Wir sprachen vom fürsorgenden Wohlwollen. Im Blick auf unsere Gäste, unsere Pensionäre bedienen wir uns verräterisch oft des Diminutivs. Wir sprechen jovial von den alten Leutchen und nähern uns im Gespräch den Umgangsformen mit Kindern. Zum Beispiel: «Guten Morgen, Frau Huber. Haben wir gut geschlafen? Wollen wir noch das Temperatürchen messen? Wann haben wir das letztmal gestuhlt?» Diese leutseligen Verniedlichungen unserer Gäste ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als das Winkelmass des Gefälles zwischen Funktionär des Heims und Patient. Mag die Umgangsform auch noch so liebenswürdig sein: Der Stil durchschnittlicher schweizerischer Heimleitung zwingt den Gast in die Haltung der Unterlegenheit: Er ist das Objekt unseres Handels.

Nur noch Objekt der anderen zu sein, bedeutet auf menschlicher Ebene den tiefgreifendsten Verlust an Freiheit und Würde. Dieser Satz ist nicht von mir, sondern von Jean Paul Sartre, mit dem ich in dieser Erkenntnis einig gehe. Er wurde nicht müde, mit Beispielen und Beobachtungen aus dem Alltag zu beweisen, Freiheit und Würde gebe es nur, wenn man Subjekt bleiben könne, das heisst, sich selbst bleiben. Wenn man den nötigen Spielraum des Ichs verliere, indem man zum Beispiel nur noch ein Betreuer, ein Behandler, ein Untergebrachter ist, so sei man durch die anderen zur Unperson gemacht.

Ehrfurcht vor der Individualität

Darum wünsche ich den Altersheimen in naher Zukunft einen Mangel an Betagten. Es entstände so unter ersteren eine Konkurrenzsituation. Der Eintritt in das Heim wäre nicht mehr so trostlos irreversibel: Dann änderte sich das Gefälle flugs, und es brauchte kaum mehr besondere Kurse, die den richtigen Umgang mit Betagten einpauken. Oder es brauchte nur ein paar Superreiche als Insassen: Ich denke noch heute oft an jenes feudale Altersheim in Deutschland, das einige Millionäre für ihre alten Artgenossen errichtet hatten: Hei, wie behandelte man diese armseligen Geschöpfe, als seien sie eine Schar Auserle-

sener, und wie sonnten sich die Pensionäre im Lichte ihrer vermeintlichen Bedeutung. Es war ihnen hier wohl, weil keiner sein Selbstwertgefühl an der Garderobe abgeben musste. Wenn ich nun aber an die ungezählten Heimsinsassen denke, mit denen ich zu tun bekam, diese Menschen mit ihren tragischen, bizarren oder grotesken Konturen, dann weiss ich: Es müssten sich nicht erst die Heime leeren oder Bonzen einziehen, um das Gefälle zugunsten der Gäste zu ändern: Ein klein wenig sehendere Augen, Herzen, die sich nicht abstumpfen lassen, und gewecktes Interesse für die besondere Würde, für die Schönheit und die kaum greifbare Dramatik der Mitmenschen in der letzten Lebensphase — das müsste, so dünkt es mich, von seiten des Mitarbeiterstabs mehr Ehrfurcht vor der Individualität und eine bewusstere Pflege der menschlichen Grundbedürfnisse nach sich ziehen. Ich weiss: Das Recht auf Individualität und auf die Freiheit sozialer Bezüge haben Sie längstens im Grundsatz anerkannt. Aber Sie haben es vor lauter Ordnungsliebe noch lange nicht ganz verwirklicht. Bleiben wir, um auch hier ein Beispiel zu nennen, bei der genannten schweizerischen Ordnungsliebe: Zum Recht des Individuums auf eine persönliche Sphäre gehört auch der Grad der Ordnung, die den einzelnen Persönlichkeiten entspricht. Weshalb gibt es bei Ihnen so wenig Anrecht auf individuelle Unordnung? Warum geht der eiserne Besen so wütend durch alle Einzelzimmer, wenn eine staatliche Kommission naht? Und nebenbei: Warum öffnet die Leitung vor besagter Kommission die Türen zum Mikrokosmos der Bewohner, fast ohne anzuklopfen? Sind sich die Vorsteher bewusst, dass sie fast «gewerblich» Hausfriedensbruch begehen?

Hier drängt sich ein Abschnitt über die Pflegeheime auf. Es ist scheinbar ein schweizerischer Glaubenssatz: Wo der Mensch pflegebedürftig wird, hört sein Recht auf einen privaten Bereich auf. Ich bin zwar aus bestimmten anthropologischen Gründen der Meinung, es könne im Pflegeheim auf Mehrbettzimmer nicht verzichtet werden. Doch ich bin gegen den Aberglauben, nur in elektrifizierten Stahlungeheuern von Betten könne gepflegt werden, und ich habe den Verdacht, das Statusbedürfnis der Pflegenden fördere die Tendenz, die letzte Wohnstätte Betagter in gespenstische Intensivstationen zu verwandeln. Ich habe im Ausland moderne Pflegeheime besucht, die ohne kelkobelegte, seelentötende Nüchternheit auskamen, in denen sich der Patient auch in seinen letzten Tagen mit einigem von dem umgeben konnte, was ihm gewohnt und daher kostbar war; die des letzten Komforts zur Pflege entraten konnten, und in denen es sich leichter pflegen liess als bei uns, weil der Patient nicht ganz zum Objekt erniedrigt war. Ich selber legte den Grundstein zu einem Pflegeheim, in dem es heute verboten sein soll, die Photographie des verstorbenen Ehemannes auf das Nachttischchen zu stellen. In jedem Beruf besteht Gefahr der professionellen Deformation. In Heimen zu arbeiten, ist besonders verheissungsvoll, aber auch besonders gefährlich: Sie sind ein guter Nährboden für Grausamkeit, und die Heimleiter tun gut daran, Böden, Wände und Seelen mindestens so eifrig vor Grausamkeit zu bewahren wie vor Staub.

Doch kommen wir nun endlich zum so eingeeengten anthropologischen Aspekt. Ich soll Ihnen ja von der physischen Natur des alten Menschen im Heim berichten, also gewissermassen vom Magen—Darm-Trakt.

Die Mahlzeiten sollten ein Fest sein

Beginnen wir mit dem Magen. Eine grosse Zahl von den Lebensfreuden ist für den Betagten endgültig dahin. Eine darf bleiben: Die Freude am Essen. Ueber's Essen wird in Heimen oft geklagt. Oft zu Unrecht. Denn man merkt nicht, dass nicht das Fleisch zäh ist, sondern dass die Zähne schwach geworden sind. Und die Gemüse sind nicht aus dem Wasser gezogen, sondern der Geschmackssinn hat abgenommen. Sehr viele Wochenmenüs wurden mir vorgelegt, und fast immer musste ich sagen: Jaja, das ist recht so. — Doch: Mehr als eben gerade recht waren die Menüs selten. Die Mahlzeiten müssten nicht recht, sondern jede einzelne könnte ein Fest sein! Es bedurfte eines Erlebnisses in einem russischen Altersheim in Frankreich, ehe mir ein Licht aufging. Dort servierte man zwei Vorspeisen und mindestens ein Dessert, und als ich den Vorsteher fragte, ob heute ein Fest sei, antwortete er mir verblüfft: «Mais monsieur, le dîner, c'est toujours une fête!» Er fügte hinzu: Wenn jemandem die Crevetten und die bananes flambées nicht zusagten, so brauche er nicht zuzugreifen. Und dann fuhr er fort: Sofern das Essen nicht bloss recht, sondern jedesmal festlich sei, erfahre die Lebensfreude und das Selbstwertgefühl eine ungeahnte Steigerung. Welche Lektion in einem Heim, das um die Betriebsfinanzierung rang! Wenn ich bedenke, welchen Prozentsatz der Personalaufwand in der Jahresrechnung ausmacht, und wie klein daneben die Ausgaben für die Ernährung sind, so fühle ich mich zur Behauptung berechtigt, jede einschneidende Verbesserung des Speisezettels koste so gut wie nichts. In der Schweiz fiel mir oft das bleierne Schweigen in den Speisesälen unserer Heime auf. Lag das nur an der Qualität des Menü-Zettels? Wohl kaum. Ich fühlte mich oft erinnert an den Beginn einer Hochzeitsgesellschaft, wo man sich in peinlichem Schweigen gegenüberstand, bis dann Weisswein oder Champagner auffuhr — und nach 10 Minuten verstand man im fröhlichen Chaos das eigene Wort nicht mehr. Wiewohl ich den Alkohol eine harte Droge nenne, glaube ich nicht, dass seine lösende Wirkung, sofern er in bescheidenen Mengen verabreicht wird, dem Betagten vorenthalten werden muss, oder dass man einen sogenannten Alkoholiker, der über mehr als fünfundsiebzig Jahresrunden gekommen ist, noch heilen soll. Weshalb also fügt man den Menüs nicht das Angebot eines Tröpfchens Wein hinzu, um erloschene Gespräche zu entfachen? Zu den Freuden dieses Lebens gehören halt auch ein paar nicht ganz gesunde.

Und wenn wir schon am Ungesunden sind, ein Wort über die Diätbeschränkungen im Altersheim. Auch wenn ich nicht bestreite, dass die Diät unter Umständen zur Lebenserhaltung unerlässlich ist, so gebe ich Ihnen zu bedenken, dass sie fast nie die Lebens-

freude erhöht. Ich wurde Zeuge, wie Altersdiabetiker am Zuckerentzug starben, und ich vermute, auch Leberschondiäten können zum Tode führen, wenn ihnen die Lebensfreude bzw. die Vitalkraft entscheidend getroffen wird. In einem Pflegeheim rückte der moderne Heimarzt dem Uebergewicht der Patienten so entschieden zuleibe, dass ihm entging, wie krass die Sterbensquote daraufhin anstieg. Ich bin seither der Meinung, es gebe nichts psychosomatischeres als das Essen, und Beschneidungen der Essensfreuden seien unter Umständen gefährlicher als der Verzicht auf eine fast notwendige Diät. Ich kann Ihnen deshalb nur raten, Schonkost im Einverständnis mit dem Arzt nur schonend anzuwenden.

Und nun zum Darm. Unter den Erbauern von Alterswohnheimen für leicht Pflegebedürftige hat es sich glücklicherweise herumgesprochen, dass der WC im oder am Zimmer nicht Luxus, sondern Elementarbedarf ist. Noch nicht herumgesprochen hat es sich leider, wie wenig zusätzliche Kosten eine Sitz-Dusche verursacht, wenn sie mit einem Toilettenraum kombiniert wird. Wissen Sie, weshalb ich eine Bade- oder Duschgelegenheit im Privatbereich des Insassen für so wichtig halte? — Damit er sich der Kontrolle entziehen kann, wie selten er sich gründlich wäscht. Es stimmt mich traurig, wie häufig der Heimleitung das Waschen der Patienten noch fast wichtiger ist als die Hygiene ungemütlich spiegelnder Böden. Muss man sich im Alter baden lassen, so wird man im Zentrum der eigenen Persönlichkeit getroffen, und man ist mit grausamer Sichtbarkeit Objekt der Pflegenden.

Heikles Problem: die Sexualität

Mit allzu knappen Bemerkungen schneiden wir nun ein heikles Problem des Altseins an: Die Sexualität. Früher waren die Pensionäre für die Heimleitung asexuelle Wesen, die trotzdem nach Geschlechtern getrennt werden mussten, weil man andernfalls mit Säuniggereien zu rechnen habe. Die Sexualität im Alter ist für viele Verantwortliche ein unerforschtes Gebiet, in das sie sich dringend hineinarbeiten müssten: Es gibt Orientierungshilfen; es gibt Literatur über dieses Neuland. Die Geschlechtlichkeit in höheren Jahren ist in variantenreichen, oft rätselhaften, oft wundersamen Metamorphosen begriffen; der Hormonhaushalt mag sich verändert haben, aber erloschen ist die Sexualität nicht. Wir müssen uns fragen lassen: Warum war und ist sie uns so tabu? Warum wissen wir nicht mehr von ihr, und wichtiger noch: Warum lassen wir sie in unseren Heimen nicht das erregende, dramatische und erfüllende Angebot sein, das sie eigentlich wäre? Im schon erwähnten russischen Altersheim erlebte ich auch in dieser Sache lauter Ueberraschungen: Hier pflegten sich Paare zu bilden. Heiraten wurden gefeiert, nachdem sich zum Beispiel eine Frau nach dem Tode ihres Ehemanns einen neuen Partner im Heim gewählt hatte. Ich erlebte es hernach in einem bernischen Grossheim, welche Folgen es hatte, als man die Schranken zwischen Männer- und Frauenabteilung aufhob. Wundersame, und vor allem zarte Beziehungen spinnen sich an; verwahrloste Männer begannen sich

Werbung für Altersheime



Komm zu uns – Du bist willkommen!

Hast Du noch keine Stelle, junges Mädchen? Komm zu uns und sei willkommen: Bei uns im Altersheim gibt's keinen Stellenmangel, keine Wartefristen, keine Arbeitslosigkeit!

Nach Abschluss der Schulzeit ist der Dienst in einem Altersheim für junge Mädchen eine gute Vorbereitung auf viele Berufe. Zudem ist die Aufgabe interessant, menschlich auch für Dich wertvoll. Sie kann Dein Leben bereichern. Vielleicht erkennst Du in dieser Aufgabe sogar Deinen künftigen Beruf.

Komm zu uns und sei willkommen: Die Arbeit im Altersheim ist wertvoll, weil die Betagten auf Deine Hilfe angewiesen sind. Sie freuen sich über Deine Fröhlichkeit und Deine Geschicklichkeit. Und sie sind dankbar für jedes gute Wort, das Du ihnen gibst. Menschen, denen Du hilfst, haben Dich gern. Indem Du hilfst, helfen sie auch Dir. Du kannst Erfahrungen sammeln.

Der von der Altersheimkommission VSA herausgegebene illustrierte Werbeprospekt für Altersheime, dessen Entstehung auf eine Anregung aus der Ostschweiz zurückgeht, scheint überall guten Anklang zu finden. Fast täglich und aus allen Gegenden der Schweiz treffen beim Sekretariat Bestellungen ein. Der Prospekt richtet sich vor allem an schulentlassene junge Mädchen, welche ihre Berufswahl noch nicht getroffen oder keine passende Lehrstelle gefunden haben. Er zeigt in Wort und Bild das Leben im Altersheim und soll dazu dienen, die jungen Mädchen für die Mitarbeit im Heim zu gewinnen. Von der Heimleitung kann er an Tagen der offenen Tür aufgelegt oder bei Heimbesuchen von Berufsklassen abgegeben werden. Natürlich lässt er sich auch einzeln für gezielte Heim-Werbung verwenden.

Der Werbeprospekt (siehe Bild) wird zum Selbstkostenpreis an interessierte Heimleitungen abgegeben. Bestellungen nimmt das Sekretariat VSA (Telefon 01 34 49 48) gern entgegen. Spezialvergünstigung für Altersheime, die als Institution dem VSA angehören!



Bestellung

Ich bestelle _____ Exemplare des Werbeprospekts
«Komm zu uns — Du bist willkommen!»

Ist das Heim Mitglied des VSA? Ja ☐ Nein ☐

Name _____

Adresse _____

zu pflegen; Männer und Frauen belebten und ergänzten einander, es ereigneten sich liebwerte Histörchen, und von den neuen, stillen Trauerspielen merkten wir nichts, aber wir sahen deren zwar traurige, aber belebende Resultate. Für die erste Hochzeit in einem Altersheim, die mir zu Ohren kommt, werde ich eine Flasche Bordeaux stiften.

Das Alter ist die natürliche Begegnungsstätte — weniger mit dem Tod als vielmehr mit dem Sterben. Für einen Teil Ihrer Gäste ist das Sterben ein gutes, hoffnungsvolles und mit Gelassenheit durchdachtes Gegenwartsthema. Für viele ist das Leben in Ihrem Heim ein schöner Weg ins Vergehen und Auferstehen. Ihnen darf dieser Weg nicht mit zu hohen Hindernissen versehen sein. Wer zu Ihnen kommt, der hat ein Recht auf Leben, darum können in Ihren Häusern die therapeutischen Bemühungen nicht aufhören. Wer zu Ihnen kommt, hat aber ebenso das Recht auf die ihm gesetzte Stunde des Sterbens. Darum müssen Sie auf diese Stunde hin die therapeutischen Bemühungen auch ausklingen lassen. Ihr Heim sollte so ausgerüstet sein, dass man in ihm sterben kann, ohne hospitalisiert zu werden, aber diese Ausrüstung dürfte Sie nicht zu gewaltsamer Lebensverlängerung verlocken. Viel Behutsamkeit und Einfühlungsvermögen gehört dazu, die jedem Gast gemässe Linie einzuhalten. Sie sind für Ihre Patienten verantwortungsvolle Begleiter auf dem Weg, der zum Sterben führt. Ob Sie gute Ermutiger oder Tröster sein können, liegt nicht ganz in Ihrer Hand. Eigenartigerweise ist es unterwegs nicht so sehr Ihre Aufgabe, sterben zu helfen, sondern bis zum letzten Augenblick zu leben und leben zu helfen. Ein Kumpan im Spital hat mir richtigerweise gesagt: «Sterben, das ist nicht mein Bier.» Das Sterben erleben wir ja gar nicht selbst. Darum ist Aufhellung des Lebens echte Sterbehilfe. Und auch die Bemühungen der Glaubensgemeinschaften, der Prediger, Pfarrer und Seelsorger möchten in dieser Richtung gehen. Ihnen allen werden Sie den Weg zu den Patienten ebnen.

Doch bedenken wir: Im Altersheim gibt es viel nicht ausgesprochene Todesangst. Ein Indiz dafür ist es, wenn ein Todesfall im Nebenzimmer sofort verdrängt und vergessen wird. Und tragisch ist es, dass es im Angesicht des Todes so viele unbewältigte Lebenskonflikte gibt. Tag für Tag diesen Problemen ausgesetzt zu sein, kann für Sie eine echte Ueberforderung werden, und deshalb brauchen Sie selber einen Rückenschutz, sei es in der Kirche, sei es bei überlegenen Mitmenschen, die lecke oder sich leerende Tanks dichten und auffüllen können. Auch für Sie sind die Wechselbeziehungen zum «Draussen» von vitaler Bedeutung.

Noch ein paar Worte zum Funktionsverlust

Hier könnte ich die Ausführungen schliessen, wäre ich nicht von der Tagungsleitung gebeten worden, noch einige Worte über den Funktionsverlust der Be-tagten beizufügen. Ich weiss zwar, wie gefährlich es für manchen Beamten ist, in Penion zu gehen, und

wie niederschmetternd für allzumanchen, ohne verantwortliche Arbeit und also ohne Funktion weiterleben zu müssen. Aber ist die Beendigung der Funktionen innerhalb der Gesellschaft ein echter — oder ist er vielleicht bloss ein anerzogener, vermeintlicher Verlust? Wäre ohne die Erziehung zur Funktion der Sinn des Alters nicht die Erlösung von der Funktion, die Beendigung des Zwangs zur Kreativität, die schöne Phase der Sabbat-Ruhe? Mir gefällt es gar nicht, wenn Anthropologen, Psychologen, Soziologen und Betroffene im Funktionsverlust die tödliche Gefahr für den Alternden sehen. Wir können einmal umkehren und behaupten, eine Gesellschaft, in der die Funktion, die Kreation und die Produktion zur Zwangsneurose geworden sei, befinde sich von Jugend auf in tödlicher Gefahr. Die Völker des Südens und des Ostens haben uns einiges voraus. Schon in Arles, wie denn erst in Calabrien, lebt man nicht, um zu arbeiten, sondern arbeitet, weil man leben möchte. Ich lobe mir jenen Coiffeur in Arles, der die Türe seines Salons am Morgen schloss und ein Plakat anschlug, auf dem zu lesen stand: «Aujourd'hui fermé, j'ai mal dormi.» Wenn man heute soviel von den frühzeitigen Vorbereitungen auf das Alter spricht, so sollte man nicht in erster Linie lehren, auf welche Weise man bis zur Besinnungslosigkeit tätig bleiben könnte. Sondern man müsste frühzeitig leben lernen. Man müsste die süsse Kunst der Musse, des Spiels, des Entspannens und des Aufatmens erlernen. Und diese Kunst *wollen* wir nicht beherrschen. Ich bin heute pensioniert. Wie manchmal des Tags muss ich mich von Bekannten fragen lassen: «Was tun Sie jetzt, woran arbeiten Sie?» — Wenn ich antworte: «Nichts, ich lebe», so lächeln sie verschmitzt und glauben, ich schreibe sicher von neuem ein blödes Buch. Jenseits der Alpen, in jenem Dorf, das mir fast Heimat wurde, fragt mich kein Mensch so etwas. Denn sie wissen alle: Wenn einer ein Pensionseinkommen hat, von dem er leben kann, so wäre er wohl dumm, noch etwas zu tun. Deshalb bewundere ich meinen Nachbarn, den Cica Amado, der ohne falsche Skrupel des morgens seinen Wanderstab nimmt, drei Minuten lang bergan geht und sich unter einer Kastanie hinlegt, bis die Stunde des Weins mit seinen Freunden gekommen ist. Er ist nicht in einem Heim. Aber er geniesst mit seinen 64 Jahren die Funktionslosigkeit und ist der Meinung, endlich habe das Leben begonnen.

In unseren Heimen müssten wir unsere eigene Haltung zum Funktionalismus des Menschen überprüfen. Vielleicht würde es für uns dann schöner, alte Menschen zu begleiten in die Abenddämmerung eines neuen Morgenrots.

P.S.: In Weinfeldern vergass ich etwas: Ich hatte scharfe Kritik geübt. Wohl nur einige bemerkten, dass es die Selbstkritik eines ehemals Verantwortlichen war. Darum hätte ich gut getan, die Zuhörer, die alle aus der schweren Arbeit im Heim hierherkamen, etwas mehr zu ermutigen und ihnen für ihre hingebungsvolle Arbeit zu danken.

Adresse des Verfassers:
Klaus Schädelin, Münzrain 1, 3003 Bern